

RHENA WEISS  
Gottes rechte Hand

## *Buch*

Michaela Baltzer, Ermittlerin beim Wiener LKA, wird zu einer männlichen Leiche gerufen. Das Gesicht des Opfers ist stark angeschwollen, und dem Rechtsmediziner ist die Todesursache schnell klar: anaphylaktischer Schock, ausgelöst durch zahlreiche Wespenstiche. Da das Opfer Fesselspuren aufweist und es zudem mit einem Wespenlockmittel eingerieben wurde, handelt es sich offensichtlich um ein raffiniertes Tötungsdelikt. Anhand seiner DNA wird der Mann als Lothar Ferstl identifiziert. Er wurde bereits erkennungsdienstlich erfasst, da er seine Frau misshandelt hatte. Hat Daniela Ferstl ihren Mann getötet? Zweimal war sie in ein Frauenhaus geflüchtet, kehrte aber beide Male wieder zurück. Wollte sie sich diesmal endgültig von ihrem gewalttätigen Ehemann befreien und sah keinen anderen Ausweg? Der forensischen Abteilung gelingt es, die Fasern des Seiles, mit dem Ferstl gefesselt worden war, einer bestimmten Marke zuzuordnen. Und ein Baumarkt, der diese Marke vertreibt, liegt in der Nähe des Frauenhauses. Umso mehr ist Michaela von Daniela Ferstls Schuld überzeugt. Doch dann kommen Michaela böse Zweifel an ihrer Theorie. Aber da ist es vielleicht schon zu spät...

Informationen zu Rhena Weiss sowie lieferbaren Titeln der Autorin finden Sie am Ende des Buches.

Rhena Weiss


---

Gottes rechte Hand

Psychothriller

GOLDMANN

Der Goldmann Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Originalausgabe September 2017

Copyright © 2017 by Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas  
Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Gestaltung des Umschlags: UNO Werbeagentur München

Umschlagfoto: plainpicture/Harald Braun

FinePic®, München

Redaktion: Christina Riemann

BH • Herstellung: kw

Satz: Uhl+Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48578-9

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



*Dieses Buch ist allen Opfern häuslicher Gewalt gewidmet.  
Es ist NIE eure Schuld.*



## PROLOG

Mit einem Krachen schloss sich das Tor. Alex wirbelte herum und runzelte die Stirn. Wie zum Teufel hatte das passieren können? Er hatte es doch offen stehen lassen. Immer für einen Rückzugsweg sorgen, lautete seine Devise, sonst war man im Arsch.

Mit drei ausholenden Schritten war er am Gitter und wollte die Tür aufmachen. Vielleicht sollte er einen Ziegelstein oder ein Brett in den Spalt legen, damit sie kein zweites Mal zufallen konnte. Doch die Tür ging nicht auf. Er rüttelte, auch das half nicht. Mist, verdammt!

»Suchst du den hier?«, hörte er eine Stimme. Erst da bemerkte er den Schatten hinter dem Gitterzaun, in der Hand einen Gegenstand, der im Lichtschein kurz aufblitzte und den Alex als Schlüsselbund erkannte.

»Was soll das? Gib den...«, begann er.

»Weißt du, was Kangals sind? Sie werden auch Bären-töter genannt.«

Alex schüttelte den Kopf. Was für eine durchgeknallte Person! Und wovon schwafelte sie? Bären-töter, waren das nicht...? Hitze schoss durch seinen Körper.

Ehe er seine Gedanken zu Ende bringen konnte, wurde er unterbrochen. »Sie sind echte Riesen und die perfekten Wachhunde.«

Unwillkürlich drehte sich Alex um, doch alles, was er im Dunkeln erkennen konnte, waren die Silhouetten

verschiedener Automodelle. Neu- und Gebrauchtwagen, wie das Schild über dem Tor ihm verraten hatte. Wobei er sich nicht vorstellen konnte, dass hier Autos verkauft wurden, die mehr als fünf-, sechstausend Euro kosteten. Alles wirkte schmuddelig. Vielleicht hatte der Autohändler aber auch einen anderen Bereich, wo die neuwertigen, teureren Wagen angeboten wurden. Hier, wo Alex stand, ähnelte der Platz mehr einem Schrottplatz denn einer Autohandlung. Unter seinen Schuhen hatte er vorhin Glassplitter knirschen gehört. Wäre er nicht so dämlich gewesen... Als er diesen Anruf erhalten hatte, er könne auf die Schnelle ein paar Hunderter verdienen, hatte er nicht lange darüber nachgedacht. Ganz ohne Risiko – und nun?

»Lass mich sofort raus!«, forderte er mit leichter Panik in der Stimme. Wenn es hier tatsächlich Wachhunde gab...

Die Gestalt lachte bloß leise. »Ich denke, du bist nicht in der Position, Befehle zu erteilen.«

Der belustigte Ton machte ihn noch wütender, als er angesichts des verlorenen Deals ohnehin schon war. Er trat mit dem Fuß mehrmals gegen das Gitter und nahm mit Genugtuung wahr, dass die Person einen Schritt zurückwich. Aber dann kam sie wieder näher und sah demonstrativ auf die Armbanduhr. »Du willst raus? Hier!« Mit Schwung warf sie den Schlüsselbund über den Zaun.

Fassungslos starrte Alex in die Richtung, aus der das Klirren der Schlüssel auf dem Boden kam. Beinahe hätte er die leisen Worte überhört. »Ich würde mich an deiner Stelle beeilen. In genau acht Minuten werden die Hunde rausgelassen. Und sie sind böse. Richtig böse.«

Alex hatte noch keine Kangals aus der Nähe gesehen,



aber er kannte Bilder von Hundekämpfen und er hatte von ihnen gehört. Sie waren intelligent, gingen strategisch vor. Und sie gaben nicht auf, nie. Sie kämpften bis zum letzten Atemzug.

Alex drehte sich zum Zaun um, doch da war niemand mehr. Er schluckte mehrmals, um den sauren Geschmack in seinem Mund loszuwerden. Tausend Fragen tauchten in seinem Kopf auf, die drängendsten setzten sich durch: Wer zum Teufel war die Person? Und warum hatte sie ihn hier eingesperrt? Er kannte sie nicht einmal, da war er sich ziemlich sicher. Außerdem glaubte er, dass sie log, was die Hunde betraf. Allerdings wäre es trotzdem kein Fehler, möglichst schnell abzuhaufen.

Der Schlüsselbund musste dort drüben irgendwo in den Büschen sein. Fluchend ging er hinüber und suchte mit Blicken den Boden ab. Nichts. Er holte sein Handy aus der Hosentasche und schaltete die Taschenlampenfunktion ein. Der Akku war schon schwach, und bereits nach dreißig Sekunden wurde der Lichtschein weniger. Bevor er nicht einmal mehr würde telefonieren können, schaltete er das Smartphone aus. Vielleicht wäre es gut, solange er Saft hatte, Hilfe zu holen. Doch wen sollte er anrufen? Die Polizei etwa? Wenn man ihn auf dem Gelände fand, war er geliefert. Man würde wissen wollen, was er hier suchte, und er konnte kaum erzählen, er hätte sich um diese Uhrzeit bloß Autos angesehen.

Alex steckte das Handy wieder ein und ging in die Hocke, um besser unter die Büsche sehen zu können, schließlich ließ er sich auf alle viere fallen und tastete hektisch die Erde mit beiden Händen nach dem Schlüssel ab. Verflucht, war das dunkel. Ein Kiesel bohrte sich schmerzhaft in seinen Ballen. Verdammst!

Er krabbelte wie ein Kleinkind von Busch zu Busch. Je länger er in dieser entwürdigenden Stellung verbrachte, desto mehr wurde seine Furcht von Wut verdrängt. Lena! Wer sonst sollte hinter dieser Aktion stecken, wenn nicht seine Exfrau? Wenn er sie in die Finger bekam, dann würde sie diesmal mehr als nur ein paar blaue Flecken davontragen, schwor er sich. Überhaupt war sie an allem schuld. Wer bekam denn nie den Schlund voll, wollte ständig mehr Unterhalt und brachte ihn an den Rand des finanziellen Ruins? Es blieb ihm gar nichts anderes übrig, als Geld aufzutreiben, egal wie.

Wo war dieser blöde Schlüssel? Er war schon viel zu weit von der Stelle entfernt, wo er hingefallen sein musste. Wieso fand er ihn dann nicht?

Alex machte sich daran, wieder zurückzukriechen, um die ganze Strecke ein zweites Mal abzusuchen, als er in seinem rechten Knie einen plötzlichen Schmerz fühlte. Er hatte sich auf eine Schraube gekniet. Fluchend wischte er mit einer Hand über den Boden vor sich, um weitere unangenehme Überraschungen tunlichst zu vermeiden. Wer wusste schon, was hier noch an Zeugs herumlag.

Er streckte seinen Arm aus und schob ihn ächzend, so weit er konnte, unter den Strauch, als sich unvermittelt seine Nackenhaare aufstellten. Mit angehaltenem Atem lauschte Alex in die Finsternis und zog ganz langsam den Arm zurück.

Ein dunkles Grollen drang an sein Ohr. Beinahe körperlich fühlte er die Anwesenheit von Gefahr. Sein Mund wurde trocken, er schluckte, der Hals kratzte. In seinem Gaumen breitete sich ein Geschmack nach Essig und Eisen aus und nahm ihm beinahe die Luft zum Atmen.

Er brauchte einen Moment, bis er ihn zuordnen konnte. So schmeckte Angst.

Aus dem Grollen war ein tiefes Knurren geworden, das bereits viel näher klang als eben noch. Alex merkte, wie sich unwillkürlich seine Blase entleerte, warm rann der Urin seine Beine hinunter. Doch das war ihm egal, denn das Einzige, was sein Denken einnahm, waren zwei Augenpaare, die ihn aus der Dunkelheit anstarrten.

Hätte er bloß vorhin jemand angerufen, sogar die Polizei wäre ihm jetzt willkommen gewesen.

Als die Kangals ihn von zwei Seiten angriffen, blitzte die Erkenntnis in ihm auf, dass er keine Chance hatte. Er würde sterben. Er hörte einen lang gezogenen Schrei durch die Nacht gellen und merkte erst den Bruchteil einer Sekunde später, dass er selbst ihn ausgestoßen hatte. Dann ging jeder weitere Gedanke im Knurren der Hunde, dem Geruch nach Blut und seinen Hilferufen unter, bis gar nichts mehr war, außer der Frage nach dem Warum – und der Kälte, die seinen ganzen Leib erfasst hatte.



## KAPITEL I

Andächtig lauschte Michaela Baltzer den Klängen von Mozarts Klaviersonate in D-Dur. Auf dem Podium saßen ihre Nichte Valerie und deren Klavierlehrerin Anna Sannatoli. Beide gingen völlig in der Musik auf und schienen rundherum sämtliche Geräusche im Saal ausgeblendet zu haben.

Das rote, bodenlange Abendkleid, das Michaela ihrer Nichte extra für diesen Abend gekauft hatte, ließ Valerie beinahe erwachsen aussehen. Ihr schwarzes Haar trug sie dem Anlass entsprechend hochgesteckt. Nur im Nacken kringelten sich vorwitzig ein paar Löckchen.

Sie selbst hatte auf ein neues Kleid verzichtet, sich stattdessen für das dunkelgrüne entschieden, das Valerie ihr vor Monaten aufgedrängt hatte. Michaela hatte es seither bloß einmal getragen. »Es bringt deine Augen zum Strahlen und die Farbe bildet einen tollen Kontrast zu deinem Haar. Harald wird hin und weg sein«, hatte ihre Nichte beim Anprobieren versichert und jeglichen Protest beiseitegewischt, sodass Michaela gar keine andere Wahl gehabt hatte, als es mitzunehmen.

Vor lauter Aufregung hatte Valerie die ganze letzte Woche kaum gegessen und nur wenig geschlafen. Sie war täglich nach der Schule zu Anna gefahren, um zu üben. Da sie jedes Mal erst nach neun daheim gewesen war, hatte Michaela nicht viel Gelegenheit gehabt, sich

mit ihrer Nichte zu unterhalten, geschweige denn etwas mit ihr zu unternehmen.

Anfangs genoss Michaela die unerwartete Freizeit. Die war spärlich geworden, seit Valerie bei ihr lebte. Aber bereits am dritten Tag merkte sie, wie sehr ihr die gemeinsamen Gespräche fehlten. Sie wollte gar nicht wissen, wie es wäre, wenn Valeries Eltern wieder aus Afrika zurückkämen. Thomas und Angelika, beide Mediziner, hatten sich dazu entschlossen, ein Jahr lang für Ärzte ohne Grenzen zu arbeiten. Valerie wollte nicht mit, also blieb sie bei Michaela. Die ersten Wochen waren für beide, Michaela und Valerie, schwierig gewesen. Und dann... egal, sie wollte jetzt nicht daran denken.

Es gelang mühelos, sich von der Klaviermusik davontragen zu lassen. Am liebsten hätte Michaela stolz jedem im Saal verkündet, dass ihre Nichte dort oben saß. Wahrscheinlich hatte sie das sogar dem einen oder anderen Konzertbesucher tatsächlich erzählt. Es war unglaublich, mit welcher Leichtigkeit und Brillanz Valerie spielte.

Der letzte Ton verklang, für einen Moment herrschte Stille, dann brandete tosender Applaus auf. Valerie und Anna erhoben sich gleichzeitig und verneigten sich vor dem Publikum. Valeries Blick suchte den ihren, und Michaela formte mit den Lippen lautlos »Bravo!«, während sie klatschte, bis ihr die Hände wehtaten.

»Wie war ich?«, fragte Valerie später in der Pause.

»Großartig!«, gab Michaela zurück. »Man hat deine Aufregung überhaupt nicht gemerkt.«

»Das Lampenfieber war weg, sobald ich den ersten Ton gespielt hatte. Und jetzt hab ich Hunger.«

Michaela lächelte. Gott sei Dank, Valerie war wieder

ganz die Alte. »Wir könnten uns vom Buffet ein paar Sandwiches holen, was meinst du?«

Nach dem Konzert würden sie gemeinsam mit Anna im Weinzierl, dem Restaurant im Konzerthaus, nobel essen, um Valeries ersten großen Auftritt gebührend zu feiern. Doch bis dahin würde ein kleiner Snack bestimmt nicht schaden.

Valerie schüttelte den Kopf. »Nein, ich warte bis nachher. Kommt Bernd auch?«

Bernd war Michaelas Nachbar und ein Freund der Familie, wenn man das so nennen konnte. Seit sieben Monaten arbeiteten sie auch zusammen. Sie als Kriminalbeamtin, er als Kriminalpsychologe.

»Er weiß nicht, ob er es noch rechtzeitig schafft«, antwortete Michaela. Bernd war als Gutachter nach Innsbruck gebeten worden, ausgerechnet an Valeries großem Tag. Vor einer Stunde hatte er eine SMS geschrieben, dass er im Stau steckte. Irgendeine Massenkarambolage auf der A1.

Für die Dauer des Konzerts hatte Michaela ihr Handy abgeschaltet, doch nun holte sie es aus der Handtasche und drückte den Einschaltknopf, in der Hoffnung, eine weitere Nachricht von Bernd erhalten zu haben. Tatsächlich wurde der Eingang einer Nachricht angezeigt. Doch sie war nicht von Bernd, wie Michaela gleich darauf erkannte, sondern von Harald Kammerer, dem Leiter der forensischen Abteilung.

Harald und sie hatten eine Beziehung, die über das rein Dienstliche hinausging. Freundschaft, Respekt, gegenseitige Zuneigung... Zu mehr konnte sich Michaela nicht durchringen, während Harald bloß auf ein Zeichen von ihr wartete.

In der Erwartung, wieder eine Einladung von Harald ablehnen zu müssen, öffnete Michaela die SMS. Im gleichen Moment begann ihre Narbe auf der Braue zu ziehen, wie immer, wenn sich etwas Unangenehmes anbahnte. Sie reichte vom Ende der linken Braue bis fast zur Mitte der Schläfe. Der Arzt im Krankenhaus hatte sich große Mühe beim Nähen gegeben, trotzdem war sie nicht zu übersehen. Meist verdeckte Michaela ihre Verletzung unter einer dicken Schicht Make-up. Die Narbe zu überschminken gelang ihr ganz gut, doch die innerlichen Wunden hielten sie bis heute, Jahre danach, nachts manchmal wach. Sie sprach nicht über die Herkunft ihrer Verletzung. Selbst Valerie, die nicht aufgehört hatte, sie wegen dieser Geschichte zu löchern, kannte bloß die Kurzversion, eine beschönigte, harmlose Fassung des Geschehens. Der Einzige, dem sie die ganze Wahrheit erzählt hatte, war ihr Vertrauen nicht wert gewesen, und an den wollte sie jetzt am allerwenigsten erinnert werden. Sie schüttelte jeden Gedanken an den Kerl ab und widmete sich Haralds Nachricht:

*Bin gerade zu einem Tatort unterwegs. Was weißt du über Wespen? LG Harald*

Sie las den kurzen Text zweimal. Wespen? War das ernst gemeint?

*Sie sind gelb-schwarz gestreift und stechen. Tut mir leid, ich habe keine Ahnung. Wie kommst du darauf, dass ich mich mit Wespen auskenne?*

Haralds Antwort kam schnell:

*Weil du die Einzige mit einem Garten bist. Ich melde mich später. LG Harald*



Michaela lebte in einer Doppelhaushälfte am Rande Wiens. Der Garten, den Harald erwähnt hatte, war klein, fast schon winzig und zugleich ihr ganzer Stolz. Sie hatte beim Kauf des Hauses niemals gedacht, dass ihr Gartenarbeit Spaß machen würde. Sie wollte bloß ein Fleckchen Wiese haben, auf den sie den Liegestuhl stellen konnte. Doch dann hatte sie der Ehrgeiz gepackt und sie hatte Blumen, Sträucher, sogar Gemüse angepflanzt. Nicht einmal die mickrige Ernte ihrer ersten Anbauversuche hielt sie vom Gärtnern ab, und mittlerweile hatte sie den Dreh heraus, zumindest was die zwei Tomaten- und Paprikastauden anging, die sie unlängst im Baumarkt gekauft hatte. Immerhin waren noch alle Blätter dran, und bei ihrem heutigen Rundgang hatte sie bereits die ersten Blüten an den Tomatenpflanzen entdeckt. Über die Insekten hatte sie sich allerdings noch nie den Kopf zerbrochen. Wenn man einen Garten hatte, war es normal, dass hin und wieder Ameisen den Weg ins Haus fanden. Ebenso Spinnen. Über Schmetterlinge und Bienen freute sie sich, und sie hatte sogar einige Male Libellen gesichtet. Klar, Wespen hatte sie im Garten ebenfalls. Sie waren oft lästig, besonders im Hochsommer, aber nicht halb so sehr wie Stechmücken, die aufgrund der Niederschläge letzten Sommer dermaßen zahlreich gewesen waren, dass sie ohne Insektenschutzmittel den Garten gar nicht nutzen konnte.

Während sie noch über Haralds Frage grübelte, ging eine weitere SMS ein. Diesmal kam sie von Bernd, der immer noch im Verkehr feststeckte. Sie solle Valerie grüßen und ihr sagen, wie leid es ihm täte, ihren Auftritt versäumt zu haben und nun wohl auch zum Abendessen nicht kommen zu können.

Michaela spürte dem leisen Bedauern nach, das sie bei Bernds Worten erfasste. Auch sie hätte ihn gerne dabei gehabt. Und Valerie würde zwar Verständnis zeigen, aber enttäuscht wäre sie trotzdem, zumal sie Bernd als eine Art Vaterersatz betrachtete.

Wie sie erwartet hatte, erklärte Valerie, es sei kein Problem, dann würden sie sich eben zu dritt amüsieren. Doch das Lächeln, das sie ihren Sätzen hinterherschickte, geriet ein wenig schief, und als sie später im Restaurant an ihrem Tisch saßen, sah Valerie jedes Mal zur Tür, wenn sie aufging. So lässig, wie ihre Nichte manchmal tat, war sie also doch nicht.

Gegen zehn waren sie mit dem Essen fertig, und Michaela fand, es wäre der richtige Zeitpunkt, um Valerie die Überraschung zu präsentieren, die sie sich überlegt hatte. Sie griff in ihre Tasche und legte ein weißes Kuvert vor Valerie hin.

»Was ist das?«

»Mach es auf und schau rein.« Bis eben war sie noch überzeugt gewesen, dass sich Valerie über das Geschenk freuen würde, doch nun war sie sich nicht mehr so sicher.

Mit angehaltenem Atem beobachtete sie, wie das Mädchen den Umschlag aufriss und die zwei Flugtickets herausnahm.

Einen Moment lang sagte Valerie gar nichts, sie starrte nur auf die Tickets in ihrer Hand, und Michaela fürchtete schon, sie hätte wieder mal etwas komplett falsch gemacht. Doch dann drückte Valerie die Flugtickets an ihre Brust.

»Danke, Tante Mika«, brachte sie schließlich hervor,

und Michaela merkte, dass Valeries Augen feucht geworden waren.

Sie hatte lange hin und her überlegt, was sie ihrer Nichte zu diesem ganz besonderen Abend schenken könnte. Bernd hatte sie auf die Idee gebracht. »Flieg mit ihr nach Lesotho, um ihre Eltern zu besuchen.« Michaela war sofort begeistert gewesen.

Den ersten Dämpfer erhielt ihr Enthusiasmus, als sie die Preise sah. Den zweiten dann, als sie herausfand, dass sie zweimal umsteigen und allein für den Hinflug zwischen fünfzehn und neunzehn Stunden Wegzeit einplanen mussten.

Andererseits, überlegte sie, hatte Valerie ihre Eltern und sie ihren Bruder über ein halbes Jahr nicht gesehen. Und irgendwo wollte sie mit Valerie ohnehin Urlaub machen. Ein Luxushotel mit Flug würde mehr kosten – und sie war sowieso nicht der Typ für teure Hotels und Wellnesspakete, sondern mehr für Abenteuerreisen und wilde Naturlandschaften. Deshalb hatte sie schließlich die Reise gebucht, gleich für den Anfang der Sommerferien. Mit Thomas, ihrem Bruder, hatte sie das ebenfalls abgesprochen und ihm das Versprechen abgenommen, Valerie bei ihren Telefonaten nichts zu verraten.

»Und du begleitest mich?«, fragte Valerie ungläubig, und zu Anna gewandt erklärte sie: »Ich geh meine Eltern besuchen. Das sind zwei Flugtickets nach Maseru, der Hauptstadt von Lesotho.« Sie klang jetzt total aufgeregt. Michaela schickte in Gedanken ein Dankgebet an Bernd. Er hatte wieder einmal den richtigen Riecher bewiesen, was ihre Nichte anging.

»Ja, denkst du, ich lasse mir solch ein Abenteuer entgehen?«

»Das ist so was von cool!« Nun strahlte sie vor Freude und brachte damit Michaela zum Lächeln.

Etwas später beglich Michaela die Rechnung. »Sollen wir Sie mitnehmen?«, fragte sie Anna.

»Nur wenn es keine großen Umstände macht. Ich kann auch mit der U-Bahn fahren«, gab diese zurück.

Es war bloß ein kleiner Umweg, den Michaela gerne in Kauf nahm, zumal der Verkehr sich um diese Zeit weitgehend beruhigt hatte und sie zügig vorankamen.

Anna stieg an einer roten Ampel aus und winkte ihr und Valerie zum Abschied noch einmal zu.

Die Ampel schaltete auf Grün, und Michaela fuhr an. Im Rückspiegel sah sie gerade noch, wie Anna durch die Eingangstür ging.

»Du bist so ruhig«, sagte sie zu Valerie, die großzügig Anna den Beifahrersitz überlassen hatte und nun hinten auf der Rückbank saß.

»Ich bin bloß müde.«

»Kann ich mir vorstellen. Die ganze Anspannung der letzten Tage... und wie war es denn nun, vor einem großen Publikum zu spielen?«

»Voll cool. Tante Mika?«

»Mhm?«

»Die Flugtickets waren bestimmt sehr teuer, oder?«

Michaela zuckte mit den Schultern. »Sie haben weniger gekostet als ein Klavier, aber ja, billig waren sie nicht.«

»Dann brauch ich nichts mehr zum Geburtstag. Mein größter Wunsch hat sich jetzt eh schon erfüllt.«

In Michaelas Hals entstand vor Rührung ein Kloß. Sie räusperte sich. »Aber eine selbst gebackene Torte darf ich dir schon schenken.«

Michaela sah im Rückspiegel Valeries gespielt entsetztes Gesicht. »Lieber nicht. Oder du übst noch vorher.«

Sie lachten beide.

»Apropos Üben: Jetzt musst du weiterhin bei dir zu Hause Klavier spielen. Die Reise und ein Klavier hätten mein Budget gesprengt«, sagte Michaela.

»Ist halb so wild, ich fahre ja nicht jeden Tag hin.«

Da Michaela kein Klavier besaß, übte Valerie zweimal, dreimal in der Woche in der Wohnung ihrer Eltern, von der sie für diesen Zweck die Schlüssel behalten hatte.

Michaela hatte sich ernsthaft überlegt, selbst ein Klavier anzuschaffen, hauptsächlich wegen Valerie – und in zweiter Linie, um ihre eigenen, verkümmerten Kenntnisse aufzufrischen. Doch als sie mit Bernd darüber gesprochen hatte, meinte er, es wäre vielleicht ganz gut, wenn Valerie einen Grund hätte, weiterhin in die elterliche Wohnung zu fahren. So würde sie sich ein Stück von ihrem Zuhause bewahren können.

»Müssen angehende Konzertpianistinnen denn nicht jeden Tag üben?«, warf Michaela ein.

Valerie grinste sie an. »Wenn ich solche Ambitionen hätte, schon. Aber ich glaube, ich schlage doch lieber eine Polizistenlaufbahn ein.«

Innerlich seufzte Michaela. Was war es, das ihre Nichte an Verbrechen so faszinierend fand? Mehr noch, als auf der Bühne zu stehen? Michaela hatte Valerie sogar mit zur Dienststelle genommen, um die romantische Vorstellung vom Job als Kriminalpolizistin geradezurücken – vergebens. Dieser Tag hatte Valerie in ihrem Berufswunsch nur noch bestärkt.

Hätte Michaela Valeries Talent besessen... wäre sie wahrscheinlich trotzdem Polizistin geworden, gestand

sie sich ein. Manchmal war es mühsam und kräfte-  
raubend. Oft war der Job frustrierend, weil sie das Ge-  
fühl hatte, in einem zähen Sumpf zu waten. Trotz aller  
Bemühungen kamen sie und ihr Team nur schleppend  
oder gar nicht in den Ermittlungen weiter. Doch wenn  
sie es wieder geschafft hatten, einen Mörder zu finden,  
ihn zu überführen und zu verhaften, war Michaelas Ord-  
nung in der Welt wiederhergestellt. Die Guten siegten  
über das Böse. Das waren die Momente, in denen sie  
mit niemand hätte tauschen wollen. Dass ihre Arbeit ge-  
fährlich war, hatte sie bereits mehrmals am eigenen Leib  
erfahren müssen. Die Narbe auf ihrer Braue erinnerte  
sie jeden Tag daran. Die Narben in ihrem Inneren sah  
man hingegen nicht. Doch auch die waren da, kleine und  
größere. Manche bereits verheilt, andere noch so frisch,  
dass sie Gefahr liefen, aufzureißen, wenn sie nicht auf-  
passte. Dennoch konnte sie sich keine andere Arbeit vor-  
stellen. Sie wünschte bloß, Valerie wäre nicht so verses-  
sen darauf, in ihre Fußstapfen zu treten.

## KAPITEL 2

Keuchend fuhr sie aus dem Schlaf hoch. Es war wieder  
der gleiche Traum: Sie lief. Wurde gehetzt, gejagt, wie  
Treibwild. Noch während sie sich vor ihrem Häscher  
versteckte, wusste sie, dass sie keine Chance hatte, ihm  
zu entkommen. Und doch war da jedes Mal die Hoff-  
nung, er würde sie dieses eine Mal übersehen. Ihr Peini-  
ger krallte seine Finger in ihr Haar und riss sie aus der  
Mulde, in der sie Zuflucht gefunden und sich klein zu-  
sammengerollt hatte wie ein Feldhase.

Ihr Wimmern wurde von seinem Stöhnen begleitet, als er auf ihr lag und sich in ihr bewegte. Sie hingegen verharrte still. Stellte sich tot, fühlte sich auch so. Als er mit ihr fertig war und ihr mit einem zufriedenen Grinsen über das Gesicht strich, begann sie zu schreien – und wachte dadurch jedes Mal auf.

Es ist bloß ein Traum, ein Traum, ein Traum, sagte sie sich vor und versuchte, langsamer zu atmen. Doch erst durch das Beten des Vaterunser schaffte sie es, sich zu beruhigen.

Sie wusste sehr genau, wo diese Träume herkamen. Tagsüber hatte sie ihr Leben im Griff. Die Panikattacken, die Atemnot, die Angst vor jedem lauten Wort, das alles hatte sie überwunden – zumindest solange sie wach war.

Aber nachts hatte sie keine Kontrolle über ihre Gedanken und Gefühle. Die Schatten ihrer Erinnerungen lauerten in ihrem Gedächtnis darauf, dass sie sich schlafen legte und ihre Wachsamkeit abebbte.

Sie stand auf und holte sich ein Glas Wasser. Danach ging es ihr besser. Sie schaltete das Licht ein und legte sich wieder ins Bett. Schlaf würde sie nicht mehr finden, aber zumindest ein wenig Erholung und Ruhe im Gespräch mit Gott. Das war die Zeit, in der sie zuhörte, wenn er zu ihr sprach. Zuhören war das Wichtigste, fand sie. Das größte Übel der Welt war die Oberflächlichkeit. Niemand hörte je zu. Nicht den Mitmenschen, nicht Gott, ja nicht einmal sich selbst. Zuhören hieß, nicht bloß die Worte zu verstehen. Es bedeutete, auch den Sinn hinter den Worten zu erfassen und das, was zwischen ihnen Platz fand. »Es geht mir gut«, war zum Beispiel bloß eine Phrase. Sie hatte sie bestimmt schon Hunderte Male gehört – doch sie enthielt ganz unterschiedliche Botschaf-

ten: »Lass mich in Ruhe«, »Ich will nicht darüber reden« oder »Ich bin zwar misshandelt worden, aber ich lebe, was will ich mehr?«

Der Tag brach an, es wurde Zeit, aufzustehen und sich den Herausforderungen zu stellen, die sie erwarteten. Zuhören. Helfen. Still beten für die, die das Beten verlernt, für die, die den Glauben verloren hatten. Sie konnte sich noch sehr genau daran erinnern, wie es war, kein Licht mehr zu sehen. Noch vor zwei Jahren wäre sie am liebsten gestorben. Doch nun wusste sie, dass alles, was sie durchmachen, der Schmerz, den sie erdulden musste, ihr den Weg zum Herrn geebnet hatte.

Sie griff zu dem silbernen Kreuz, das an einer Kette um ihren Hals hing, und küsste es.

Lautlos formten ihre Lippen ein Gebet, das aus ihrem Kopf in ihr Herz strömte. »Herr, ich bin dein Werkzeug. Du bist mein Hirte. Was du bestimmst, wird geschehen.« Danach horchte sie in sich hinein. Spürte sie Schuld? Nein, sie hatte bloß getan, was getan werden musste. Alles Weitere lag nicht in ihrer Hand.

### KAPITEL 3

»Guten Morgen«, grüßte Werner Steurer, Direktor des Kriminalamtes und Michaelas Chef, in die Runde. Er hatte, wie üblich, eines seiner furchtbaren Karohemden an. Michaela fragte sich – nicht zum ersten Mal –, wie viele er davon besaß. Dieses hässliche orange-grüne war eine regelrechte Farbexplosion für die Sehnerven. Steurer hingegen schien sich in seiner Haut wohlfühlen und kein Gespür dafür zu haben, wie sein Outfit auf andere wirkte.



Trotz seiner Modeentgleisungen hätte sich Michaela keinen anderen Chef gewünscht. Steuerer ließ ihr viel Freiraum und mischte sich normalerweise nicht in ihre Arbeit ein. Ein anderer Vorgesetzter hätte sie wahrscheinlich versetzt oder ihr gar ein Disziplinarverfahren angehängt, nachdem sie bei ihrem letzten großen Fall Dinge verschwiegen hatte, die sie hätte melden müssen. Steuerer hatte Verständnis für ihre Situation gezeigt, es bei einer mündlichen Verwarnung belassen und die Angelegenheit nicht weiter verfolgt. Allerdings musste Michaela ihm schwören, dass sie sich an ihn wenden würde, wenn sie je wieder in solch eine Lage geraten sollte.

Dankbar und erleichtert hatte sie ihm ihr Wort darauf gegeben. Allein schon deshalb würde sie niemals mehr über Steuerers Modegeschmack lästern – zumindest nicht anderen gegenüber.

Die etwa dreißig Leute im Konferenzraum erwiderten Steuerers Gruß, dann ging er zur Tagesordnung über.

»Ihr werdet euch vielleicht fragen, weshalb uns heute Herr Kammerer mit seiner Anwesenheit beehrt. Aber das erzählt er euch am besten selbst. Bitte«, gab Steuerer das Wort an den Leiter der forensischen Abteilung weiter.

Harald räusperte sich, ehe er zu sprechen begann: »Gestern Abend wurden wir zu einem Tatort beordert. Was anfangs wie ein harmloses Setting aussah, stellte sich als raffinierte Inszenierung heraus. Wir sind ziemlich sicher, dass es sich um ein Morddelikt handelt.« Er blickte in die Runde und schien auf Fragen zu warten. Als ihn niemand unterbrach, fuhr er fort: »Bei dem Toten handelt es sich um einen Mann. Name und Alter unbekannt.«

Gut, das war nichts Ungewöhnliches bei Mordfällen. Häufig mussten Opfer erst identifiziert werden. Das gehörte mit zu den ersten Aufgaben des Ermittlungsteams und stellte manchmal eine echte Herausforderung dar. Allein seit Michaelas Dienstantritt in der Abteilung hatte sie ein halbes Dutzend Mordfälle bearbeitet, bei denen es nicht möglich gewesen war, den Opfern Namen zuzuordnen. Vier dieser Fälle, die ungelöst zu den Akten gewandert waren, gehörten zu denen, die immer wieder in ihrem Kopf herumspukten, als wollten sie sich Michaela in Erinnerung rufen, um ja nicht in Vergessenheit zu geraten.

»Und woran ist der Mann gestorben?«, fragte einer der Beamten.

»Wir werden die rechtsmedizinische Untersuchung abwarten müssen, aber ich denke, es lag an den Wespenstichen«, antwortete Harald.

»Wespenstiche? Ernsthaft? Das würde ich nun nicht als Mord einstufen«, gab der Beamte zu bedenken.

»Sollte man glauben. Aber dieses Wespennest wurde mit voller Absicht über der Terrassentür deponiert. Und zwar so, dass es unweigerlich hinunterfallen musste, sobald der Mann den Raum verlassen wollte.«

Doris, Michaelas junge Mitarbeiterin, meldete sich mit einem Handzeichen. Harald nickte ihr zu.

»Alles schön und gut, so ein Wespenstich ist zwar schmerzhaft, aber normalerweise nicht tödlich. Nicht mal mehrere.«

»In dem Fall waren es ziemlich viele. Das Gesicht des Opfers ist total zugeschwollen, deshalb nehme ich an, dass er eine allergische Reaktion gezeigt hat. Näheres wird euch bestimmt Dr. Ferreira sagen können. Er

wollte die Obduktion heute Vormittag durchführen. In der Zwischenzeit gibt es noch einige Spuren, die wir sichergestellt haben und die jetzt ausgewertet werden. Unter anderem haben wir eine Substanz auf der Haut des Opfers gefunden, von der wir noch nicht wissen, worum es sich handelt. Sie wird gerade analysiert.«

Harald holte eine kleine, durchsichtige Plastikbox aus seiner Hosentasche und reichte sie seinem Tischnachbarn, der einen Blick darauf warf und sie dann weitergab. Gespannt wartete Michaela, bis sie die Dose in Händen hielt. Sie hatte alles Mögliche erwartet, doch als sie den Inhalt der Box erkannte, machte sich Enttäuschung in ihr breit. Eine Wespe. Nicht einmal eine besondere. Solche hatte sie bereits hundertmal gesehen, auch in ihrem eigenen Garten.

Sie schob die Schachtel Doris hinüber, die nur einen kurzen Blick auf das Insekt warf, die rot geschminkten Lippen verzog und meinte: »Na, wie es aussieht, haben wir den Täter bereits gefasst.«

So einfach, wie Michaelas Kollegin festgestellt hatte, war es natürlich nicht. Steurer hatte ihnen den Fall offiziell übertragen, und so fuhren sie nach der Besprechung ins rechtsmedizinische Institut.

Ferreira, Michaelas Meinung nach Wiens bester Gerichtsmediziner, reichte ihnen die Hand und sagte: »Ein äußerst faszinierender Fall, dieser Wespentote.« Michaela nickte bloß. Der Gerichtsmediziner fand alles am Tod faszinierend. Wahrscheinlich gehörte diese morbide Begeisterung zu seinem Job. Und eine große Portion Neugier, wie bei Michaela, die auch davon getrieben war, den Dingen auf den Grund gehen zu wollen.

»Nur herein in die gute Stube«, witzelte Ferreira und hielt ihnen die Tür zum Obduktionssaal auf. Michaela fing Doris' irritierten Blick auf und zuckte mit den Schultern, ehe sie den Raum betraten, der offenkundig das Gegenteil einer »guten Stube« darstellte. Alles war kalt und steril, von den Wänden bis zum Mobiliar, und hatte Ähnlichkeit mit einem Operationssaal. In der Mitte stand ein Tisch aus Stahl, auf dem der Tote lag. Er war bereits entkleidet worden. Am Fußende befanden sich Papiertüten, in denen Michaela die Kleidungsstücke des Opfers vermutete.

Sie trat näher und betrachtete den Körper des Mannes. Neben ihr sog Doris scharf die Luft ein. »Gütiger Himmel«, entfuhr es ihrer Kollegin. »Dafür sind Wespenstiche verantwortlich?«

Auch Michaela konnte es beinahe nicht glauben. Das Gesicht des Mannes war dermaßen geschwollen, dass sie nicht einmal mehr die Augen ausmachen konnte. Die Unterarme hatten den Umfang eines Oberschenkels. Die Haut spannte sich rot, beinahe schon violett gefärbt, über die Muskeln. Sogar der Brustkorb und der Bauch waren mit Beulen in Tennisballgröße übersät. Kein Wunder, dass Harald ihnen das Alter des Opfers nicht hatte sagen können. Es war unmöglich festzustellen, ob es sich um einen Zwanzigjährigen oder um einen Fünfzigjährigen handelte. Aber dafür hatten sie ja Ferreira, der das Alter des Opfers bestimmt eingrenzen konnte.

»Wie alt schätzen Sie ihn?«, fragte da bereits Doris, als hätte sie Michaelas Gedanken gelesen.

»Ende zwanzig, Anfang dreißig, den Abnützungerscheinungen der Zähne nach zu schließen. Aber das ist bloß eine vorläufige, grobe Einschätzung. Wir testen ge-

rade ein neues Verfahren, mit dem wir das Alter plus/minus weniger Monate genau errechnen können.«

Michaela horchte auf. »Ehrlich? Das wäre ein riesiger Erfolg für die Identifizierung von unbekanntem Toten. Wie funktioniert das?«

»Ähnlich wie mit den Jahresringen bei Bäumen«, erklärte Ferreira und fügte hinzu, er habe zwei Jahre darum kämpfen müssen, die Mittel für diese neue Technik bewilligt zu bekommen. »Das Innenministerium meint wahrscheinlich, die Toten wären eh schon tot, für die bräuchte man kein großes Budget mehr bereitzustellen.«

Doris schnaubte. »Als ob unsere Arbeit nicht schwer genug wäre.«

Da musste Michaela ihr recht geben. Oft genug scheiterten Erfolg versprechende Ermittlungen bereits im Ansatz, weil sie schlicht aus Budgetgründen abgelehnt wurden. Selbst Steurer konnte da nichts tun und musste sich der Hierarchie beugen.

Ferreira wandte sich erneut dem Leichnam zu und deutete auf mehrere Stellen am Körper. »Hier, sehen Sie? Und hier?«

Michaela beugte sich über die Leiche und versuchte zu erkennen, was der Gerichtsmediziner ihr zeigen wollte. Beim näheren Hinsehen fielen ihr die kleinen Stichstellen auf.

»Ich habe sie gezählt. Er hat mindestens dreißig Stiche abbekommen, bei einem Allergiker, wie er es war, hätten ein, zwei schon ausgereicht, um ihn zu töten.«

»Durch die Wespenstiche ist sein Hals zugeschwollen und er ist erstickt. Das heißt, eigentlich ist er eines natürlichen Todes gestorben, oder?«, spekulierte Doris.

»Genau genommen starb er an einem anaphylakti-

schen Schock. Durch den Auslöser, in dem Fall das Wespengift, wurde Histamin in großen Mengen sehr schnell freigesetzt. Sie können sich das wie bei einer Explosion vorstellen. Dadurch erweitern sich die Gefäße, was Schwindel, Übelkeit, Erbrechen, Herzjagen und Atemnot zur Folge hat. Wird nicht sofort gehandelt, kommt es zum Kreislaufversagen und schließlich zum Tod. Der Mann hier hätte nur noch gerettet werden können, wenn ihm unmittelbar nach den Stichen Antihistamin oder Kortison verabreicht worden wäre. Aber ich bezweifle, ob ein Notarzt es rechtzeitig geschafft hätte, bei ihm zu sein. Die Reaktion, gerade bei Insektenstichen, setzt innerhalb von Minuten ein.«

Michaela lauschte gespannt Ferréiras Ausführungen. »Hatte er kein Notfallmedikament bei sich?«, überlegte sie laut. Das wäre doch nur natürlich gewesen. Eine Schulfreundin von ihr war Epileptikerin und hatte neben einer Karte, die auf ihre Krankheit hinwies, immer Tabletten dabei, die man ihr bei einem Anfall verabreichen sollte.

Ferreira schüttelte den Kopf. »Wir haben keine gefunden. Er hatte ja nicht mal eine Geldtasche bei sich.«

»Das ist allerdings eigenartig«, stimmte Michaela zu.

»Vielleicht hat er gar nichts von seiner Allergie gewusst«, meinte Doris und zog den Laborkittel, mit dem sie ausgestattet worden waren, enger um ihren schlanken Körper. Offenbar ließ die Vorstellung, man könne an einer unentdeckten Allergie sterben, sie frösteln.

»Alles ist möglich. Allerdings könnte er die Tabletten auch in seiner Geldtasche aufbewahrt haben, die jemand gestohlen hat. Oder...«, gab der Gerichtsmediziner zu bedenken.

»...oder er war schlicht und einfach dumm und hatte keine dabei«, beendete Michaela den Satz seufzend.

»Oder das«, sagte Ferreira lächelnd. »Die menschliche Natur ist manchmal schwer zu verstehen. Zumindest solange es sich um lebende Individuen handelt. Deshalb beschäftige ich mich auch lieber mit toten.«

Michaela unterdrückte ein Grinsen. Von der Warte hatte sie es noch nie betrachtet, musste ihm aber beipflichten. Kompliziert war der Tod immer nur für die Lebenden: für die Angehörigen, die Ermittler und schließlich auch für den Täter, wenn man ihm auf die Schliche kam.

»Ich sehe immer noch nicht, warum wir uns mit diesem Fall überhaupt beschäftigen sollen. Ein ana..., also dieser Schock ist Ihren Erklärungen nach eine Folge der Wespenstiche«, sagte Doris an Ferreira gewandt.

»An sich ja. Doch in diesem Fall hat jemand nachgeholfen.« Ferreira deutete auf die Handgelenke des Mannes. »Sehen Sie hier diese Striemen?«

»Ich dachte, die kämen von der Schwellung«, sagte Doris.

Michaela waren die Striemen schon vorher aufgefallen, sie hatte sie aber als Hautfalten abgetan.

»Nein, das sind Abschürfungen. Der Mann war offenbar gefesselt gewesen. Ich habe sogar in den Schürfwunden Fasern gefunden, die ich mit den anderen Beweisgegenständen an die Spurensicherung schicken werde.«

»Mit einem Seil?«

Ferreira zuckte die Achseln. »Vermutlich ja, genau wissen wir es nicht. Die Spurensicherung hat kein Seil sichergestellt.«

Michaela versuchte, sich das Szenario vorzustellen.

Jemand fesselt das Opfer, um es in das Gartenhaus zu bringen. Dann befestigt der Täter das Wespennest über der Tür, damit es herunterfällt, sobald die Tür sich öffnet. Doch weshalb hatte der Mörder die Fesseln wieder abgenommen? Und warum das Wespennest an der Tür? Es wäre doch viel einfacher gewesen, die Wespen einfach im Raum herumschwirren zu lassen. Vor allem hätte es dann viel eher wie ein Unfall ausgesehen. Die perfektsten Morde waren die, die gar nicht erst als solche erkannt wurden. Harald hatte von einer raffinierten Inszenierung gesprochen, und je länger sie darüber nachdachte, desto mehr kam sie zu dem gleichen Schluss wie er. Für einen Moment hatte sie das Gefühl, einen winzigen Teil des großen Ganzen vor sich zu sehen. Von etwas, das sie nicht einordnen konnte. »Doris, ich möchte jetzt zum Tatort fahren«, sagte sie.

»Aber ich habe mit der Sektion noch gar nicht richtig angefangen!«, protestierte Ferreira.

»Ich ruf Sie am Nachmittag an«, versprach sie.

Das Gefühl, im Obduktionssaal nichts Neues mehr zu erfahren, hatte sich ganz unvermittelt eingestellt, doch eines war ihr klar: Die Antworten, die sie suchte, würde sie nicht hier finden, sondern dort, wo das Verbrechen stattgefunden hatte: in einer kleinen Gartenhaussiedlung am Rande von Wien.

## KAPITEL 4

»Frau Karinovic, bitte«, rief Raphaela die nächste Patientin auf und blickte sich im Warteraum um. Welche der vier Frauen, die dort auf den Plastikstühlen saßen, war



Aga Karinovic? Die mit dem Gipsfuß vielleicht? Oder doch eher das Mädchen mit der Kühlpackung auf dem rechten Knie?

Wie sich herausstellte, war es keine von beiden. Eine sehr kleine, sehr runde Frau stemmte sich schwerfällig aus dem Stuhl des Wartebereiches hoch und kam langsam auf sie zu. Offensichtlich hatte die Patientin Schmerzen, dennoch lächelte sie tapfer.

Raphaela hielt ihr die Tür zum Behandlungsraum auf. »Nehmen Sie bitte Platz«, deutete sie auf die Untersuchungsliege. »Was fehlt Ihnen denn?«, fragte sie, nachdem die Frau sich auf den Rand der Liege gesetzt hatte.

»Es tut... weh«, antwortete die Frau und deutete auf ihren umfangreichen Brustkorb, »beim... Atmen.«

»Wir schauen uns das an, machen Sie sich bitte frei. Der Arzt wird gleich bei Ihnen sein.« Raphaela schrieb einen Vermerk in das Behandlungsblatt.

Wie in Zeitlupe begann die Frau, ihre schwarze Weste aufzuknöpfen. Schon allein diese simple Tätigkeit trieb ihr den Schweiß auf die Stirn.

»Brauchen Sie Hilfe?«, fragte Raphaela nach. Auch das gehörte mit zu ihren Aufgaben als Krankenschwester. Doch die Frau biss die Zähne zusammen. »Das geht schon«, brachte sie keuchend hervor. »Können nicht Sie... ich möchte nicht, dass ein Mann...«

»Ich bin kein Arzt.«

Die Frau sah sie flehend an. Raphaela seufzte. »Na schön, ich schau es mir mal an, okay? Aber ich entscheide, ob wir einen Arzt hinzuziehen oder nicht.«

Die Frau nickte dankbar und zog nun die Bluse bis zum Brustansatz hoch. Raphaela stockte beim Anblick der Hämatome der Atem. Manche verblassten bereits

und hatten sich gelblich verfärbt, andere waren grün, die frischeren dunkelviolett.

»Wie ist das passiert?«, fragte sie.

»Ich bin ausgerutscht«, antwortete die Frau und blickte zu Boden.

Raphaela ballte die Hände zu Fäusten. Die Treppe runtergefallen, ausgerutscht, gegen die Tür gerannt... wie oft hatte sie diese Lügen schon gehört?

Sie blies die Luft aus ihren Wangen. »Hören Sie, ich weiß, was los ist. Wer war es? Ihr Mann? Wie es aussieht, nicht das erste Mal. Einige der blauen Flecken sind schon älter. Sie können ihn anzeigen.«

»Geben Sie mir nur etwas gegen die Schmerzen. Ich bin manchmal etwas ungeschickt.«

Klar, was sonst. Auch das hatte Raphaela schon häufig gehört. »Sie müssen hoch zum Röntgen. Ich vermute, dass eine oder mehrere Rippen gebrochen sind.«

Dr. Berthold kam aus dem Nebenraum geflitzt. »Was haben wir?«

»Vermutlich Rippenfraktur nach...« Raphaela bemerkte den flehenden Blick von Frau Karinovic, »... nach einem Sturz.«

»Danke, Frau Moosbacher. Schicken Sie die Patientin zum Röntgen, dann sehen wir weiter.« Er schrieb einen Vermerk auf das Krankenblatt und lief schon wieder in den anliegenden Behandlungsraum.

»Wie lange wird das dauern?«, fragte die Frau, während sie sich wieder in ihre Weste mühte.

»Eine Stunde etwa. Ich lass Sie mit dem Rollstuhl von einem Pfleger hochbringen. Sie können ja kaum gehen.« Sie drückte die Kurzwahltaste am Telefon und bat um einen Begleiter für ihre Patientin.

»Danke«, sagte die Frau und drückte Raphaelas Hand, nachdem sie ihr in den Rollstuhl geholfen hatte.

»Hören Sie«, sie schrieb eine Telefonnummer auf einen kleinen Zettel, »das ist die Nummer von einem Frauenhaus. Wenn es nötig ist, werden Sie von einer Mitarbeiterin abgeholt.«

Die Frau steckte den Zettel achtlos in die Tasche ihrer Weste.

»Glauben Sie mir, er wird nicht damit aufhören. Wollen Sie darauf warten, dass er Sie das nächste Mal totprügelt?«, appellierte sie.

Die Frau presste die Lippen zusammen und sagte nichts.

»Haben Sie Kinder, Frau Karinovic?«

Für einen kurzen Moment legte sich ein Lächeln über ihr Gesicht. »Zwei. Ein Junge und ein Mädchen.«

»Dann sollten Sie sie da möglichst schnell rausholen. Tun Sie es für die beiden, wenn schon nicht für sich selbst. Rufen Sie an. Lassen Sie sich helfen.«

In diesem Moment ging die Tür auf und einer der Pfleger trat ein, um Frau Karinovic in die Radiologie zu bringen.

Eine kurze Weile sah Raphaela der Patientin nach. Es war immer das Gleiche. Sie gaben es nicht zu, leugneten, manche nahmen die Täter sogar in Schutz und suchten die Schuld bei sich. Frau Karinovic war bloß eine von vielen, die Raphaela kennengelernt hatte. Jede von ihnen hatte ihre eigene Geschichte, und trotzdem waren alle ähnlich. Sie wusste, dass diese Frau noch nicht so weit war. Sie würde sich nicht an die Polizei oder ans Frauenhaus wenden, würde keine Hilfe annehmen. Sie würde leiden, sich weiter prügeln lassen und weiterhin

lügen. Dieses Mal waren es bloß ein paar angeknackste Rippen, doch es würde schlimmer werden, wenn dem Mistkerl niemand Einhalt gebot. Ein Teufelskreis, nein, eine Spirale, die sich immer weiter nach unten drehte.

Die Frauen waren für ihre Peiniger leichte Beute, wehrlos und schwach. Sie hatten keine Chance auf ein Entkommen.

Raphaela schüttelte alle Gedanken ab. Sie hatte getan, was sie tun konnte. Hoffentlich war das genug. Sie hätte gern mehr Zeit gehabt, vielleicht hätte sich Frau Karinovic ihr dann anvertraut. Doch da draußen warteten etliche Patienten darauf, behandelt zu werden. Seufzend nahm sie den obersten Anmeldebogen vom Stapel, ging zur Tür und rief den Namen des nächsten Patienten auf.

Um kurz nach sechzehn Uhr hielt Raphaela vor einem Eisentor und steckte die Berechtigungskarte in den dafür vorgesehenen Schlitz. Das Tor glitt langsam zur Seite und schloss sich wieder, sobald ihr Wagen durchgefahren war.

Diese Sicherheitsmaßnahmen wirkten für Außenstehende übertrieben, doch die Erfahrung hatte gezeigt, dass sie notwendig waren, um die Bewohnerinnen des Hauses zu schützen. Alle hatten schreckliche Erlebnisse hinter sich, jede einzelne war Opfer von Gewalt. Die meisten konnten seit Monaten, wenn nicht sogar seit Jahren hier wieder angstfrei leben und zur Ruhe kommen. Viele der Frauen schliefen erst jetzt wieder durch, da sie in Sicherheit waren, doch in manchen saß die Angst so tief, dass sie sogar nun, wo sie nicht mehr um ihr Leben oder um das ihrer Kinder fürchten mussten, immer noch jede Nacht schreiend aus Albträumen aufwachten.

Raphaela schloss das Auto ab und winkte ein paar spielenden Kindern zu, ehe sie das Gebäude betrat. Aus der Küche hörte sie Stimmen und das Röcheln einer Kaffeemaschine. Der Duft von frisch aufgebrühtem Kaffee drang an ihre Nase. Ein Kaffee war jetzt genau das, was sie brauchte. Aber er musste warten, zuerst musste sie dringend mit Heidi reden.

Raphaela bog in die entgegengesetzte Richtung ab und stand gleich darauf vor der offenen Tür von Heidelinde Aumanns Büro. Heidi blickte hoch, und ein Lächeln stahl sich auf ihre Lippen, als sie Raphaela erblickte. Sie stand auf, kam ihr entgegen und schloss sie in die Arme. Für einen kurzen Moment genoss Raphaela ein Gefühl des Nachhausekommens. Es gab nicht viele Menschen, die sie so nahe an sich heranließ, sowohl emotional als auch körperlich. Heidelinde gehörte zu den wenigen, die das durften. Sie war für Raphaela gleichzeitig Mutter, Freundin und Familie.

Es war allein Heidis Fürsorge und ihrem unermüdlichen Einsatz zu verdanken, dass Raphaela ein normales Leben führte. Dass sie die Ausbildung zur Krankenschwester hatte machen können. Deshalb verbrachte Raphaela nahezu jeden Tag ein paar Stunden in der Einrichtung und half, wo immer sie konnte. Sie untersuchte und verarztete die Frauen, sprach mit ihnen, machte ihnen Mut, beriet und begleitete sie bei Amtsgängen. Manchmal spielte sie mit den Kindern oder erledigte den Großeinkauf. Und wenn es notwendig war, griff sie auch zu Farbe und Pinsel und strich eines der Zimmer neu an oder putzte den Gemeinschaftsraum. Zu tun gab es immer genug. Die meisten Mitarbeiterinnen halfen ehrenamtlich, denn der Verein konnte sich keine Gehäl-

ter leisten. Lediglich eine Psychologin und Heidelinde als Leiterin waren fest angestellt.

»Wie war es in der Arbeit?«, fragte die Ältere, nachdem sie Raphaela aus der Umarmung wieder entlassen hatte.

»Ich habe heute unsere Telefonnummer weitergegeben«, antwortete Raphaela, »aber ich glaube nicht, dass sie anruft.«

Heidi seufzte. »Ist ja nichts Neues. Im Moment sind wir ohnehin voll.«

Aber Raphaela wusste, dass Heidelinde Aumann noch nie eine Schutzbedürftige abgewiesen hatte – freie Plätze hin oder her –, und wenn es bloß ein Matratzenlager im Keller war, das sie zur Verfügung stellen konnte.

»Sie hat zwei Kinder«, murmelte sie. »Du hättest sie sehen sollen. Laut Ambulanzkarte war sie erst achtundzwanzig, aber sie wirkte wie eine Fünfzigjährige.«

In diesem Moment erschien eine junge Frau im Türrahmen. Schüchtern blieb sie stehen und wartete, bis Heidi sie näher winkte. »Alisha, was gibt es denn?«, fragte sie freundlich.

Die junge Frau senkte den Kopf. »Ich werde wieder nach Hause gehen.«

Raphaela hätte Alisha am liebsten durchgeschüttelt, um sie zur Vernunft zu bringen. In ihrer Brust flackerte Zorn auf, doch sie ließ sich nichts anmerken. Gewaltausbrüche waren hier absolut fehl am Platz und würden die junge Frau erst recht in ihrem Entschluss bestärken. Also atmete sie tief durch und ballte die Hand zu einer Faust.

»Ich nehme an, du hast dir das gut überlegt«, sagte Heidi. Genau das bezweifelte Raphaela. Wer wählte schon freiwillig Angst und Terror?

»Mein Mann hat sich entschuldigt. Er möchte, dass ich wieder zu ihm zurückkomme. Und er hat versprochen, mich nie wieder zu schlagen. Ich habe ihm verziehen und will uns noch eine Chance geben.«

Raphaela biss sich auf die Zunge. Sie kannte die Leidensgeschichte dieser Frau. Alisha hatte schon mit siebzehn geheiratet – es war eine arrangierte Ehe gewesen, wie es in ihrem Kulturkreis üblich war. Sie hatte bei ihrem ersten Gespräch erzählt, dass sie sich glücklich geschätzt hatte, weil ihr Bräutigam ein attraktiver, zwanzigjähriger Mann gewesen war. Andere hätten alte, hässliche Knacker heiraten müssen. In den ersten sechs Monaten lief tatsächlich alles wunderbar, doch dann wurde sie schwanger. Auf diese Nachricht reagierte Hassan alles andere als erfreut. Er schlug sie zum ersten Mal. »Er wollte nicht, dass jemand anders meine Liebe bekommt. Nicht einmal unser Kind«, versuchte Alisha die Tat zu erklären. Je weiter die Schwangerschaft voranschritt, desto brutaler wurde Hassan. Sie war Anfang des sechsten Monats, als sie schließlich das Kind verlor. »Er hat mich in den Bauch getreten, danach hatte ich Blutungen und musste ins Krankenhaus. Mein Baby... es ist gestorben. Ich war traurig, aber gleichzeitig auch froh. Was hätte es für ein Leben gehabt?«

Und nun wollte Alisha wieder zurück zu dem Mann, der ihr Kind und beinahe auch sie umgebracht hatte?

»Du hast ihm bereits viel zu viele Chancen gegeben. Wie oft hat er dir versprochen, dass er sich ändert?« Raphaela konnte es nicht fassen, dass Alisha den Beteuerungen ihres Ehemannes glaubte. Sie hatte erzählt, dass er im Krankenhaus geschworen hatte, sie nie wieder anzugreifen. Nur zwei Monate später hatte er sein Verspre-

chen und Alishas Nase gebrochen. Danach hatte Alisha die Pille genommen. Sie wollte nicht riskieren, erneut schwanger zu werden.

»Aber jetzt meint er es ernst, er ist damit einverstanden, dass wir ein Kind haben.« Sie strahlte, und Raphaela merkte, dass Alisha überzeugt von dem war, was sie sagte. Innerlich krampfte sich ihr Magen wie nach einem Boxhieb zusammen. Alisha war kein Einzelfall. Viele der Frauen, die ins Frauenhaus kamen, blieben nur wenige Tage. Die meisten von ihnen sah Raphaela wieder – und dann meist in einem schlimmeren Zustand als bei ihrem ersten Besuch.

»Ich wollte mich bloß für alles bedanken«, sagte Alisha und reichte zuerst Heidelinde und danach Raphaela die Hand. Sie hatte sogar schon ihre Tasche gepackt. Ohne sich noch einmal umzudrehen, schulterte sie die Reisetasche und ging.

Hilflos blickte Raphaela der jungen Frau nach. »Er wird ihr wieder wehtun«, sagte sie leise.

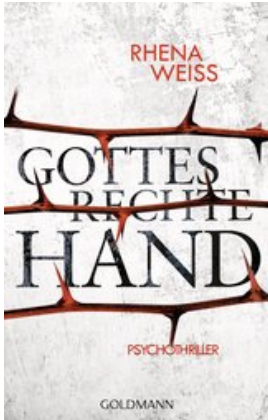
»Ja, aber wir können sie nicht aufhalten. Die Frauen sind freiwillig hier und dürfen jederzeit gehen, wenn sie wollen«, gab Heidelinde zur Antwort. »Das Einzige, was wir tun können, ist, für Alisha zu beten.«

Raphaela schluckte den Kloß in ihrem Hals hinunter. »Alisha ist Muslimin. Ob das hilft?«

»Natürlich«, antwortete Heidelinde mit Überzeugung. Es war dieser unerschütterliche Glaube, den Heidi trotz der vielen schrecklichen Dinge, die sie Tag für Tag anhören musste, nie verloren hatte. Dafür, und für vieles mehr, bewunderte Raphaela sie sehr.



UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Rhena Weiss**Gottes rechte Hand**

Psychothriller

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-48578-9

Goldmann

Erscheinungstermin: August 2017

Wien: Innerhalb kurzer Zeit werden zwei Männer auf höchst brutale Weise getötet. Michaela Baltzer und ihr Team vom LKA tapen zunächst im Dunkeln. Doch dann begreifen sie, dass der Mörder eine Art Gottesurteil vollzogen hat. Im Laufe der Ermittlungen zeigt sich das ganze Ausmaß der Mordserie, denn es gehen noch mehr Tote auf das Konto des Täters. Bald weiß Michaela nicht mehr, wem sie trauen kann, denn alle Fäden scheinen bei Bernd Dalisch, dem neuen Kriminalpsychologen des LKA, zusammenzulaufen. Um den Killer zu finden, muss Michaela ihre Prinzipien über Bord werfen und sogar den verurteilten Psychopathen Kilian Weilmann um Hilfe bitten ...

[Der Titel im Katalog](#)